

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 8 (1904)

Artikel: Jean-Paul [Fortsetzung]

Autor: Rasmussen, Holger

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Flanke auftritt, hat aber oft physisch und moralisch mehr Wirkung als hundert Gewehre in der Front.

Zum Stellungsbau wird die Pferdekolonne irgendwo hinter der Feuerstellung gedeckt gehalten. Ein Mann nimmt die Waffe (etwa 25 kg.), ein anderer die Dreifußlafette (etwa 20 kg.) auf die Schulter und ein dritter ein Kofferchen mit Munition zur Hand (Abb. 6). So begibt sich die Bedienungsmannschaft rasch in die Stellung, wo die Waffe in einigen Sekunden montiert und feuerbereit ist.

Die Maschinengewehre bieten dem Feinde ein sehr kleines Ziel und sind daher schwer zu sehen und zu treffen. Auf einem kleinen Raum, wo sonst nur zwei bis drei Schützen Platz hätten, z. B. in einem Défilee, an einer Brücke u. s. w., kann die Feuerkraft von etwa fünfzig Gewehren etabliert werden. Abb. 7 und 8 zeigen je vier Maschinengewehre in Stellung.

Durch die Zuteilung der reitenden Mitrailleurkompanien ist unsern Kavalleriebrigaden ein neues und wertvolles Kampfelement zugeführt worden, das — in dieser Organisation wenigstens — den andern Kavallerien noch fehlt. Wohl sind Maschinengewehre nun in fast allen Armeen in der Erprobung begriffen, und Deutschland hat bereits für die meisten Armeekorps eine Maschinengewehrabteilung von sechs Gewehren organisiert. Diese sind auf vierrädrigen Lafetten montiert, gleichen somit einer Art Artillerie und sind für die Bewegung mehr an Straßen und Wege gebunden. Die deutschen Maschinengewehrabteilungen

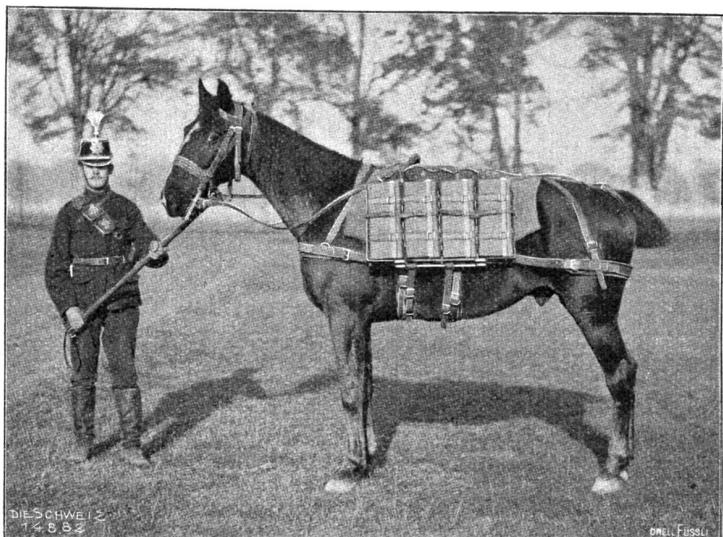


Abb. 3. Tragpferd mit Munition beladen.

finden auch nicht der Kavallerie, sondern den Jägerbataillonen zugewiesen. In allen andern Armeen aber ist die Sache noch im Versuchsstadium, und unsere Kavallerie ist die erste, die mit dieser modernen Waffe ausgerüstet ist.

Sch-dh.

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

(Fortsetzung).

Und nun — nun war das Kind in die Hände eines armen Gauklers gefallen, eines verzichtenden Bajazzo's, eines unglücklichen Komödianten . . .

Nein! Nein! So sollte es nicht bleiben!

Welch ein elendes Leben war das, das die beiden lebten?... Verzichten? Darf man verzichten, solange man noch Kraft hat auszuhalten? Das Leben aufzugeben und doch leben, ist Wahnsinn. In selbstgewählter Erniedrigung leben ist erbärmlich. So muß man sterben!

Aber warum sterben, wenn das Leben ruft?

Das Leben rief ja. Laut und klar und mit einer hellen Stimme, die Glück verbieß.

Ach, Verheißung! Glück! . . .

Gleichviel, dieses Leben war eine Freiheit, ein allzu de-mütiges und elendes Krümmen des Rückens unter der Geisel der Sorgen! Ein allzuschaffes Sichergeben in das rücksichtslose Spiel der Schicksale und Kämpfe mit dem Schicksal!

Nein, der Rücken sollte wieder gerade gerichtet werden! Es sollte aufs neue begonnen werden — wieder von vorn! Seine Seele war ja gesund. Sein Gehirn arbeitete wieder normal. Warum sollte er nicht seine Arbeit wieder aufnehmen — die Arbeit, die ihm doch einmal eine gewisse Befriedigung, eine gewisse Freude gebracht hatte? Warum nicht wieder derjenige werden, der er einmal war? Der Zuchtmaster, der Reiniger, der kluge Mann in Narrengeftalt! Er, dem die bittere Erfahrung das Recht verlieh, im Kreise mitzusprechen. Er, der züchtigte, weil er unter der großen Peitsche des Lebens reif wurde, eine kleinere zu schwingen.

Und war sein Ansehen denn gesunken? Hatten nicht neue Sorgen ihn jetzt gereift, nachdem das Meer in Ruhe gewiegt worden war? . . . Und konnte er es aufgeben, zu arbeiten, jetzt, da er für etwas zu leben und zu arbeiten hatte und zwei sich in alles teilen konnten! In das Leben, die Arbeit und das Glück der Arbeit!

Nein! Nein! Das alles sollte ja erst noch kommen!

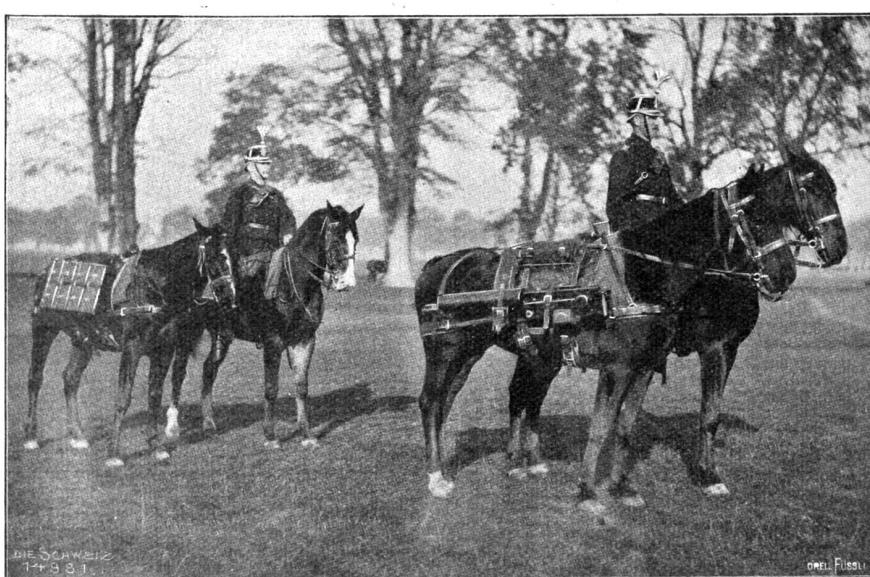


Abb. 4. Beladene Tragpferde, von je einem Reiter geführt.



Kavallerieangriff beim alten Pulver. Entwurf von Jos. Clem. Kaufmann für das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern.

Es waren tote Wasser in seiner Seele gewesen. Die Dual des Daseins hatte einen Augenblick sein gesundes Gehirn aus seiner Lage gerissen. Aber jetzt, jetzt! Er war wieder gefund und stark. Wie ergriff wieder der Lebensmut sein Herz und machte es schlagen?... Wie fühlte er sich tapfer neben dem kleinen Tapfern da drüben, den er liebte wie sich selber, tiefer als sich selber, wie seinen Sohn, die Erinnerung an sein eigenes kleines totes Kind!

Es war Erneuerung in Jean-Pauls Seele.

Der arme, sich selbst aufgebende Marktgauner war nicht mehr. Die Kunst und das Leben riefen mit der ewig lockenden und umfassenden Stimme der Liebe — der Liebe, die nichts aufgibt!

IV.

Ein paar Monate nach dem Markttag in der kleinen Stadt — Ende September — richtete der „Birtus Franz Gottlieb“ sein Zelt vor der Stadt neben den großen Wäldern auf.

Dort lag ein kleiner Streifen Ulmen- und Birkengehölz zwischen dem grünen Feld und den ersten Häutern der Stadt. Aber weiter draußen wurde das Feld zur Wiese und das Birkengehölz zu Eichen- und Buchenwald.

Der Wald schlängelte sich wie eine gewaltige, grüne, schwärmende Welle außen um die weite Wiese, durch die sich die langen, wasserblanken Streifen der Gräben zogen, an den Rändern mit dunklem Schilf und schwarzen Mohrfolben verbrämt.

In der sachte aufglühenden Sonne des frühen Morgens lag die Wiese mit einem unendlichen Teppich mit Seidensäumen in ihrer Wolle, rot von Sauerampfer in Samen und blühendem Septembergras, den braunen Glocken der Bachnelken und der ersten fallenden Flut des Morgenlichts.

Der Wiese entlang, die Bogenstrümpfe des Waldes mit einem dicken, weißen Strang verbündet, zog sich die Landstraße, von gelben Weidenbäumen eingehetzt. Aber auf der entgegengesetzten Seite des Weges zeigte sich der wunderbar blonde Schild eines Sees, gleichsam um eine schwellende Insel in seiner Mitte geöffnet. Am fernsten Rand des Sees erhob sich wieder der Wald

und lag im Schatten. Das geheimnisvoll flüsternde Dickicht des Schilfs und des Nährlichs erstreckte sich weit hinaus in den See, dessen Ufer nun in der Stille des Tages schwach dampften...

Groß, weiß und ruhig zog sich die Straße durch all diese Herrlichkeit, verbarg sich für eine Weile, wo die Wälder sich begegneten, erschien von neuem, verschwand und wurde weit, weit draußen am Horizont verwischt, der nun zu glühen schien... Drunter auf dem Feld neben dem Ulmen- und Birkenhain hing bereits das Segeltuchdach über dem aufgerichteten Zeltmast. Zwei Männer waren mit dem Befestigen der Seitenwände beschäftigt. Die Arbeit ging ihnen rasch von der Hand. Jeder hatte auf der Seite des Einganges begonnen. Und nun wetteten sie, welcher von ihnen schneller bei dem entgegengesetzten Zelttor anlangen würde. Dort wartete nämlich der Morgenkaffee. Das war die Abrede.

Zwei andere gingen herum, der eine mit einer großen Keule, der andere mit einem armvollen Holzpflocke, die sie einen nach dem andern in die Erde trieben. Wenn der Pflock eingeschlagen war, so streckten und befestigten sie die Stricke des Zeltdaches daran. Auch diese beiden beeilten sich, um ans Ziel zu kommen, bis der Kaffee fertig war.

Dann und wann trockneten sie sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von der Stirn oder rafften die Leinwandhosen höher, die um den Leib von einem breiten gestreiften Seemannsgürtel zusammengehalten wurden.

Zwei waren drinnen im Zelt mit der Einrichtung der Manège beschäftigt. Zuerst waren sie einige Male nach dem ein halbes hundert Schritte entfernten Birkenwäldchen gegangen und jedesmal mit einem Sack voll weicher Mullerde auf dem Nacken zurückgekehrt. Sie hatten die Erde ausgebreitet und festgetreten. Jetzt breiteten sie die in Säcken auf dem Gepäckwagen mitgeführte Minde aus...

„Ich glaube, es ist gut!“

Es war Ingolf, der sprach. Er stand mitten in der frischgelegten Manège mit einer großen Harke auf der Schulter, die Beine spreizend und wichtig ausspielend.



Abgeschlagener Kavallerieangriff beim rauchlosen Pulver. Entwurf von Jos. Clem. Kaufmann für das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern.

Jean-Paul lief ein paar Schritte vorwärts, mit den Füßen nachdrücklich die weiche, leicht elastische Kindslage festtretend.
„Es könnte nicht besser sein!“

„Der alte Mayer behauptet, wir verständen es nicht, sie ordentlich federn zu machen. Er könnte nicht darauf arbeiten, so wie wir sie herstellten . . .“

Ingolf wirbelte plötzlich einen langen lustigen Lachtriller von sich:

„Und dann hat er nicht einmal etwas mit der Manège zu tun . . . Man bedarf doch keiner Manège, um mit Kanonenkugeln zu jonglieren!“

Und der Knabe lachte wieder, während er noch ein paar Züge mit der Harke tat.

Jean-Paul lächelte:

„Das nächste Mal bitten wir den alten Mayer, daß er uns helfen möge. Dann kann er sie akkurat so haben, wie er will . . .“

In diesem Moment wurden sie von einer schrillen Mädchenstimme vor dem Zelt unterbrochen:

„Kaffee!“

Jean-Paul setzte beide Hände an den Mund und brüllte nach dem Ausgang:

„Gott segne dich, Emily! Wir haben uns lange darnach gesehnt!“

Und draußen ertönte wieder die Mädchenstimme:

„Kommt nur! Er ist gut!“

Jean-Paul zog eine helle, alte Jacke an, die er auf das Gras geworfen hatte.

„Nun will ich dir etwas sagen, Ingolf. Wenn wir den Kaffee geruhen haben, so stellen wir schnell die Barriere auf — dann sind wir fertig und haben nichts mehr zu tun bis fünf Uhr nachmittags. Dann müssen wir draußen eine Stelle aufsuchen, wo es angeht, zu baden . . .“

„Ach ja, das wollen wir!“

Ingolf warf die Harke hin:

„Das wird brillant werden!“

„Und nachher gehen wir in den Wald. Ich werde Mutter Gottlieb bitten, daß sie uns das Frühstück mitgibt . . .“

In dem größern der beiden grünen Wagen, an dessen einem Ende die kleine primitive Küche eingerichtet war, schenkte Emily den Artisten den Kaffee ein.

Emily war Direktor Gottliebs Tochter, ein hochaufgeschossenes schwarzhaariges Mädchen von kaum fünfzehn Jahren. Sie hatte blitzende braune Augen, einen kleinen hübschen Mund, kecke Stumpfnase und das halblange Haar mit Papierpapilloten gefüllt.

Emily hatte seit ihrem vierten Jahre bei ihrem Vater gearbeitet und verstand alles Mögliche. Sie war Parforce- und Voltige-Reiterin, Parterre-Alrobatin — in welcher Eigenschaft sie nun mit Ingolf zusammenarbeitete — Jongleurin und Birufsoffizier auf dem Xylophon . . .

Emily schenkte aus einer großen blauen Blechkanne den neuen Personen, aus denen Gottliebs Vereitertruppe für den Augenblick bestand, den Kaffee ein.

Auf der mit grauem Wachstuch überzogenen Tischplatte standen die Tassen aufmarschiert, in Form und Farbe lebhaft wechselnd. Feine, vergoldete Porzellantassen, von denen der Henkel weggeschlagen war. Große, weiße, geprägte Fayencechalen. Schöne, neue Tassen mit blauen Zeichnungen und dazu gehörender Untertasse. Kleine farbenfleckige Spüläpfel und emaillierte Blechtassen mit angelötetem Henkel.

Einer trank aus einem gewöhnlichen gelben, altemodischen Bierkrug und einer aus einem Glas mit geprästem Fuß.

Das letztere war ein wiederkehrendes Uebel. Mitten auf dem Tisch stand eine Platte frischgebackenes Schillingsbrot, Brotzel, Kringel und große Zwiebacke, die Frau Gottlieb am frühen Morgen in der Stadt geholt hatte.

Mutter Gottlieb war eine Frau von halbhundert Jahren, zehn Jahre älter als der Direktor, der sich deshalb mit ihr verheiratet haben sollte, weil sie einen Zirkus besaß, der ihr

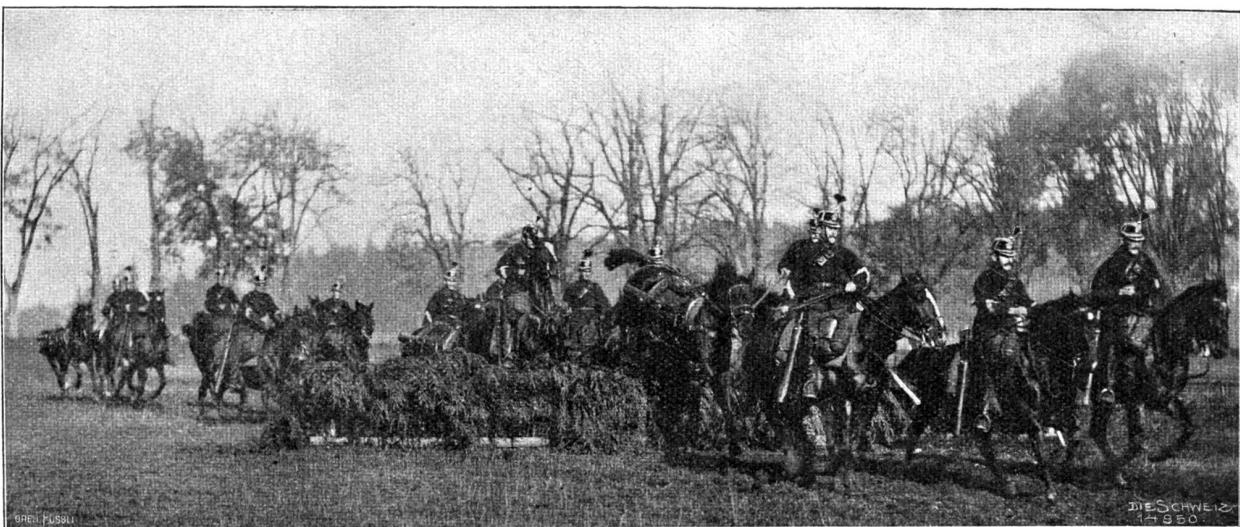


Abb. 5. Hürdenrennen einer Mitrailleurabteilung.

als Erbe von ihrem ersten Mann zugefallen war. Sie war sehr dick und litt an Asthma.

Breit, fett und gebieterisch saß sie oben am Tisch, über ihrer Kaffeetasse leuchtend.

Nach und nach hatte sich das Personal um den schmalen Tisch im Gauklervaggon versammelt.

Der einzige Abwesende, der Direktor selbst, war bereits nach der Stadt gegangen, nach seiner Aussage, um die Zeitungen von seiner Ankunft und der Première des Abends zu benachrichtigen. Aber Mutter Gottlieb wußte sehr wohl, daß Widerwillen gegen die Vorbereitungssarbeiten und starkes Verlangen nach einem Magenbitter, in Gesellschaft einiger, dazu geeigneter Spiken der Stadt genossen, die stärksten Ursachen dieser Abwesenheit waren.

Außer Jean-Paul, Ingolf und Emily waren dort zwei Brüder Schmäting, Hugo und Alexander.

Die beiden jungen, schönen Artisten waren Neffen des Direktors Gottlieb. Ursprünglich hatten sie als Lehrlinge ihre erste Ausbildung in einem kleinen französischen Zirkus erhalten. Sie waren Akrobaten und Ringer, beide tüchtige Leute in ihrem Fach, und es geschah wohl am meisten der Verwandtschaft wegen, daß sie sich zu Gottliebs kleiner Truppe hingezogen fühlten.

Der ältere, Hugo, war dünftel, breit gebaut und im Besitz großer Stärke, der jüngere, Alexander, blond, schlank, elegant und elastisch wie eine Weidenrute.

Hugo zählte dreißig, Alexander neunzehn Jahre.

Dann war da ein Fräulein Marie Weller, eine schöne Blondine, Schulreiterin und Seiltänzerin, und endlich der alte Mayer.

Herr Mayer war von Direktor Gottlieb von der Straße eines Städtchens aufgelesen worden, wo der alte Artist — er war bereits über die Sechzig — seine beiden kleinen Hunde Künste machen ließ, während er selbst zur Abwechslung mit verschiedenen Apparaten jonglierte, die er in der Tasche mittrug.

Im Zirkus Gottlieb führte er die gleiche Arbeit gegen eine bescheidene Entschädigung aus.

Die Sonne leuchtete sommerlich zu den kleinen, gefütterten Wagen Scheiben hinein, vor denen die geblümten Rattungardinen zur Seite gezogen waren . . .

Die Artisten leerten die Brötchenplatte und ließen sich die Tassen wiederholt füllen.

Der alte Mayer versuchte den letzten Zwieback gegen einen halben Wecken zu vertauschen. Er hatte schlechte Zähne und konnte hartgebackenes

Brot nicht kauen. Der Versuch gelang mit Jean-Paul als Widerpart.

Der jüngere der beiden Schmätings hegte die Befürchtung, daß er eine Sehne „verstreckt“ habe. Am vorigen Abend war er nach einem Saltomortale verfehrt gefallen . . . Lebriengens möchte ihm wohl der Bruder nicht hinreichendes Tempo gegeben haben, oder vielleicht hatte er selbst sich nicht richtig aufgestellt . . . kurz, jetzt schmerzte es ganz eigenartlich in seinem Rücken.

Der alte Mayer hielt es für Gicht. Er kannte sie. Er hatte sie akkurat an der gleichen Stelle. Da, gerade über den Lenden.

Ach, Dummheiten! Die Schmätings haben keine Gicht.

Ja, sie würden sie wohl noch befommen, tröstete der alte Mayer.

Fräulein Marie beklagte sich wegen eines Briefes, den sie in der vorigen Stadt umsonst erwartet hatte. Nun wollte sie doch hoffen, daß sie ihn hier erhält.

Mutter Gottlieb erklärte, daß der Direktor wohl gleichzeitig aufs Posthaus gehen werde, wenn er die Sache mit den Zeitungen abgemacht hatte.



Abb. 6. Bedienungsmannschaft eines Maschinengewehrs.



Abb. 7. Vier Maschinengewehre in Stellung.

Der ältere Schmätting lachte über einen starken Schenkvwirt, von dem er sich nach Abrede in der vorigen Stadt beim Zweikampf hatte werfen lassen. Der Jubel des Publikums habe, Gott helfe ihm, den Wirt endlich auf den Gedanken gebracht, daß er wirklich gesiegt, trotzdem er, Schmätting, sich ganz ruhig auf den Rücken gelegt und für die Niederlage fünfundzwanzig Kronen erhalten habe.

Die ganze Gesellschaft lachte, und man brach auf.

Mutter Gottlieb erhob ihren schweren Körper vom Rohrsthuhl oben am Tisch.

Na, sie wüßten wohl alle, daß heute abend „die vier Pierroten“ gingen und daß um fünf Uhr Parade geritten werden sollte?

Ja, das wüßten sie alle. Dank für den Kaffee!

Und dann fuhren die Artisten in der unterbrochenen Arbeit mit dem Aufrichten des Zirkus fort.

V.

Jean-Paul und Ingolf gingen leise plaudernd die Landstraße hinaus.

Hinter ihnen lag das Städtchen mit seinen niedrigen rotgedeckten Häusern und seinem blauen, langsam steigenden Morgenrauch. Vor ihnen, draußen, wo die Wälder sich begegneten, kam ein einsamer Bauernwagen laut rumpelnd dahergefahren.

Sonst war alles still.

Zur Linken erstreckte sich die weite Wiese, in deren rötlich-blühendem Gras draußen die acht Pferde Gottliebs weideten.

Draußen in der Ferne erhob sich der Saum des Waldes. Zwischen dem Röhricht über dem blanken Wasser der Gräben strichen saphirblaue Libellen, und ein einzelner sonnen-

scheinlüsterner Schmetterling genoß noch das Glück des Morgenlebens.

Zur Rechten lag der See blank und ruhig mit seiner grünen Inselblüte, seinem stillen Sonnenschein und dem fernen Wald. Die Sperlinge zwitscherten auf den taunassen Weiden am Weg. Der Himmel war hoch und klar und rein.

Die feine Luft des Septembers umwehte die beiden ...

„Wohin gehen wir?“

„So fragte Ingolf, indem er erwartungsvoll zu Jean-Paul auffaßt. Er ging mit langen Schritten weiter und trug über der Schulter eine kleine Wachstuchtasche, in der das Frühstück ver wahrt war.

„Wohin gehen wir?“

„Nach dem See und dem Wald!“

Als Jean-Paul geantwortet hatte, blieb er plötzlich stehen und wies mit seinem Stock hinüber nach dem Grabenrand.

„Sieh dort!“

Ingolf guckte zuerst in den Graben und dann auf Jean-Paul:

„Was ist's denn?“

„Brombeeren.“

Zwischen großen grünen und silbergrauen Blättern leuchteten die glänzend schwarzen Büschel der Beeren hervor.

„Schmecken sie gut?“

„Ausgezeichnet.“

Ingolf sprang hinab in den Graben, pflückte und verzehrte, bis die Ranken leer standen.

Dann gingen sie weiter ...

Der Bauernwagen rasselte heran.

Er führte Gemüse zu Markt. Der Kutscher sog an seiner Pfeife. Er bewegte die Pfeifenspitze zum Mühlstrand, und die beiden auf dem Wege grüßten.

„Guten Morgen!“

Der Wagen rumpelte an ihnen vorüber ...

Das Geräusch erstarb. Aber das Licht stieg.

Jetzt schien die Sonne warm und klar auf

die Straße, den See, die Wiese und den Wald ...

Die beiden schwenkten rechts ab nach dem kleinen Pfad, der sich zwischen blanken Weidenbüscheln und abenteuerlichen Erlenstauden verlor.

Dort war dunkelglänzendes Wasser um die Schilfinselchen mit dem hohen Gras und großen, hellroten Moorblumen.

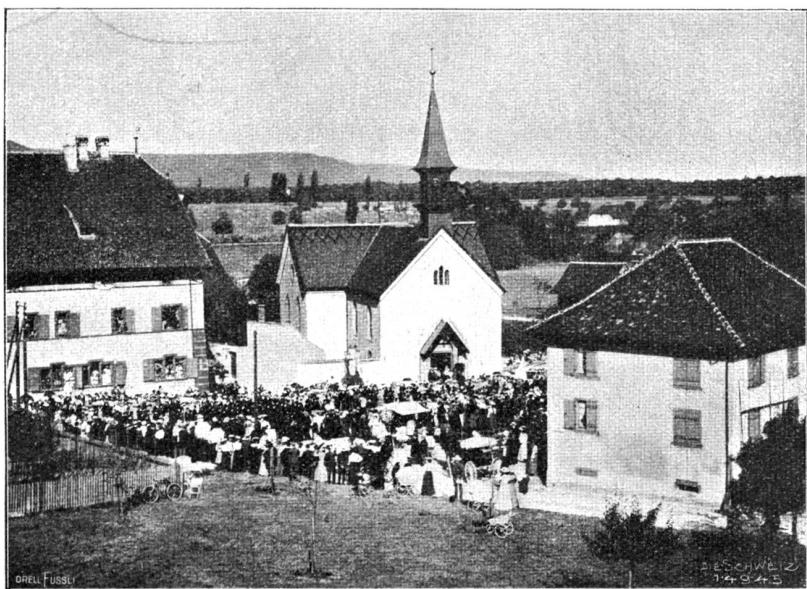
Getigerte Gelbsperlinge flatterten und setzten sich auf den grauen Pfad vor ihnen. Feuergelbe Karauschen und silberweiße Weißflüsse plätscherten im Wasser. Der feine, frische, etwas süßliche Duft des Sees stieg um sie herum auf, vermischt mit einem starken und würzigen Geruch, der den alten Fichten und jungen Tannen im wartenden Wald entströmte ...

Sie hatten eine Stelle erreicht, wo der See als eine ruhige Bucht sich in die Stille des Waldes hineinschob.

Ein klarer graugelber Sandgrund leuchtete unter dem sonnenblanken Wasser, das ganz leise zwischen dunklen Rohrpippen und weißem Gestein flüsterte und tuschelte.



Abb. 8. Vier Maschinengewehre in Stellung.



St. Jakobsfest in Basel (26. August 1904). Schlachtkapelle bei St. Jakob an der Birs.

Jean-Paul blieb stehen und warf einen Blick auf die stille Fläche des Wassers hinaus.

Draußen lag die einjam träumende Insel. Und noch ferner, zwischen Wäldern, in denen bereits die ersten Flammen des Herbstes brannten, das Städtchen mit seinen roten Ziegeln und dem silbergrauen Rauch. Und droben die helle Unendlichkeit des Himmels. Nur eine einzige Seidenwolke in tiefem und ruhigem Schlummer.

„Hier . . .“
Jean-Paul wandte sich um und blickte zurück, wo der Wald gleichmäßig in die Höhe stieg:

„Hier ist es gut!“
Ingolf warf die Tasche hin und entledigte sich in großer Eile der Kleider . . . Eine Minute später plätzerten sie beide hinaus.

Das Wasser teilte sich geräuschvoll von den Bewegungen der beiden frohen Menschen. Es wallte in silberblanken Dünningen zwischen dem geschwindig nachgebenden Röhricht hin und ließ weit hinaus in den See mit dem weißen Licht und graublauen Schatten der vielen weichenden Wellenreihen.

„Ruhige Bütze, Ingolf, ruhige Bütze!“
Jean-Paul stand im Wasser bis an die Brust, den Rücken der Sonne und den Wellen zugekehrt.

Wie er dort stand mit verschränkten Armen, drückte sein Kopf große Stärke aus, und es konnte scheinen, als trüge er die ganze ferne Insel auf seinen kraftvollen breiten Schultern.

„Ruhige Bütze, Ingolf, ruhige Bütze!“
Weiter nach dem Lande zu arbeitete Ingolf mit mächtigem Geplätzter seinen kinderweisen Körper durch das Wasser.

Er prustete und spie und zappelte.
Dann erhob er sich einen Augenblick gegen Jean-Paul gewendet, legte die Hände um den Nacken und blinzelte gegen die Sonne.

„Kann ich's nun wohl bald?“
Ingolf drehte den Kopf auf die Seite, um die Antwort besser hören zu können, die von draußen kam.

„Heute war es viel besser . . . Noch ein paarmal, so hast du ausgelernt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlachtfest von St. Jakob an der Birs.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Von den vielen ruhmreichen Waffengängen, die in der Geschichte des Schweizerlandes verzeichnet stehen, sind es drei, deren Gedächtnis alljährlich in feierlicher Weise begangen wird, nämlich der Tag von Sempach, der von Näfels und der von St. Jakob an der Birs. Der Bedeutung des Kampfes entsprechend, hätten die Jahrestage von Morgarten, Murten und Grandson, Maggiore u. c. ebenso großen Anspruch auf eine würdige Gedenkfeier; aber aus unbekannten Gründen ist sie unterblieben, während an den erstgenannten Orten eine schöne Feier die Bedeutung des Tages in Erinnerung rüst. Während in Glarus und Luzern die beiden Jahrzeittage als gelegliche Feiertage normiert sind, ist dies mit dem Tag der Basler St. Jakobsfeier nicht der Fall; aber er wird freiwillig gehalten, und die dorritige Gedenkfeier steht den andern nicht nach. In hervorragend schöner Weise wurde der Tag dieses Jahr begangen, und nach der Teilnehmerzahl gemessen war die diesjährige die imposanteste Schlachtfest, die Basel bisher veranstaltet hat. Durch das Mitwirken aller Bünde und Vereine gelang es, eine gewaltige

Teilnahme hervorzurufen. Von der inneren Stadt bis zur Festwiese bei St. Jakob standen Zehntausende, um den Festzug vorüberziehen zu sehen. Dieser selbst brauchte zum Vorbeimarsch eine Stunde. Die Festtribüne vermochte die Banner kaum alle aufzunehmen, so groß war die Teilnahme, und als der Festzug endlich vorbei war, wogte ein unabsehbarer Menschenstrom hintennach, der den Festplatz im Nu überschwemmte. Ein

solchen Andrang hatte man noch nie erlebt: es schien, als ob Basel seine ganze Menschenstut auf den Festplatz ergöze. Gegen Abend sind dort wohl mehr als vierzigtausend Menschen beisammen gewesen. Hätte Basel seinerzeit den Eidgenossen nur einen kleinen Bruchteil dieser Menge zu Hilfe schicken können, so wäre der Ausgang des Tages von St. Jakob wohl ein anderer gewesen. Anton Krenn, Zürich.



St. Jakobsfest in Basel (26. August 1904). St. Jakobsdenkmal (von Ferdinand Schildknecht) in Basel.